der Paarkorrespondenz auseinandergesetzt. Wie verändern die sich im Laufe der Moderne?

Christa Hämmerle: Eigentlich haben wir den breiteren Begriff „Paarkorrespondenzen“ gewählt, um deutlich zu machen, dass der Liebesbrief, so wie er definiert wurde und wird, nur eine Dimension des „(Über) Liebe Schreibens war. Neben dem Ausdruck von Liebe oder damit verbundener Konflikte stehen viele andere Inhalte – vom Alltag, Gelddinge, Organisatorisches, die Haushaltsplanung, Kindererziehung etc., bis hin zu Krankheit, Eifersucht ... Das mischt sich teilweise in einem Brief, steht aber teilweise auch für sich. Historisch gesehen, ist das schwer zu verorten; es ist stark kontext-, aber auch schicht- und altersbezogen, und natürlich überwiegen bei längeren Trennungen, wie in Zeiten des Krieges, oft die zweitgenannten Dimensionen.

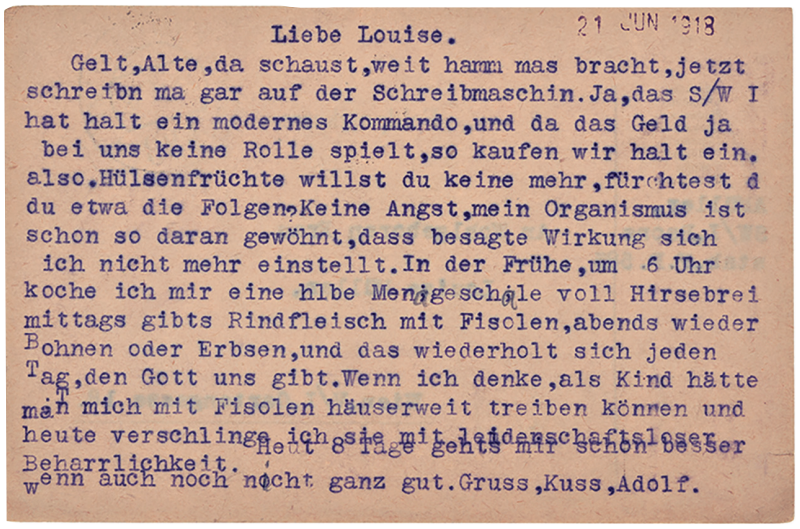
Haben sie auch den Briefaustausch gleichgeschlechtlicher Paare in den Blick genommen?

Ingrid Bauer: Wir haben zwar in unserem Projekt die von der Frauen- und Geschlechtergeschichte lange vernachlässigte Erforschung heterosexueller Liebe und damit verbundener brieflicher Kommunikation ins Zentrum gestellt. Aber vergleichend hätten wir sehr gerne Korrespondenzen gleichgeschlechtlicher Paare, frauenliebender Frauen und männerliebender Männer, einbezogen, waren jedoch bei der Recherche leider nicht erfolgreich.

Wichtig war Ihnen die historische Kontextualisierung ihrer Quellen. Wie wirkt sich etwa die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts auf die Paarkorrespondenzen aus?

Ingrid Bauer: Durch die Aktivitäten und Forderungen der Ersten Frauenbewegung ist um 1900 in den Perspektiven von sich Liebenden einiges in Bewegung geraten. So haben auch im Bürgertum Bildungsabschlüsse und Berufstätigkeit von Frauen zugenommen, auch aus emanzipatorischen Interessen heraus – dafür hat die Frauenbewegung der Zeit ja gekämpft. Es ist also nicht überraschend, dass genau solche Themen – das Frauenstudium, die neue weibliche Berufstätigkeit, auch die von der Frauenbewegung geführte Ehekritik – etwa in Verlobungskorrespondenzen dieser Zeit intensiv angesprochen wurden, um für die angestrebte gemeinsame Zukunft auszuloten, ob man in der jeweiligen Einstellung dazu übereinstimmt. Die konventionell männlich-bürgerliche Perspektive auf die Rolle von Frauen überwiegt zwar, aber in kleinen avantgardistischen Kreisen wird sehr wohl gemeinsam mit neuen Lebens- und Liebesentwürfen jenseits solcher normativen Festlegungen experimentiert.

Die Weltkriege sorgen aufgrund der Distanz zwischen Männer und Frauen für einen verstärkten Briefaustausch. Sie sprechen von einem „kriegsspezifischen Gefühlsregime“. Wie sieht das aus?



Liebe Louise. 21 JUN 1918

Gelt,Alte,da schaust,weit hamm mas bracht,jetzt schreibn ma gar auf der Schreibmaschin.Ja,das S/W I hat halt ein modernes Kommando,und da das Geld ja bei uns keine Rolle spielt,so kaufen wir halt ein. also.Hülsenfrüchte willst du keine mehr,fürchtest d du etwa die Folgen?Keine Angst,mein Organismus ist schon so daran gewöhnt,dass besagte Wirkung sich ich nicht mehr einstellt.In der Frühe,um 6 Uhr koche ich mir eine hlbe Menagerschüle voll Hirsebrei mittags gibts Rindfleisch mit Fisolen,abends wieder Bohnen oder Erbsen,und das wiederholt sich jeden Tag,den Gott uns gibt.Wenn ich denke,als Kind hätte man mich mit Fisolen häuserweit treiben können und heute verschlinge ich sie mit leidenschaftsloser Beharrlichkeit. Heut 8 Tage gehts mir schon besser wenn auch noch nicht ganz gut.Gruss,Kuss,Adolf.

Eine mit den Initialen der Schreiberin geprägte Karte aus 1903 (Sammlung Frauennachlässe, NL 70 I)

Christa Hämmerle: Ja, in beiden Weltkriegen waren ja Millionen von Menschen auf den Briefdialog angewiesen, und das oft in dramatischen, lebensbedrohlichen Situationen. Die Korrespondenz hatte also eine ungemein wichtige Bedeutung und unmittelbare Auswirkungen auf das Fühlen, Denken, Sehnen sowie – und das ist wichtig – die Durchhaltemoral. Das wusste das Militär, das wussten die Machthabenden, die kriegspropagandistischen Medien genau, sie haben versucht, die staatlich-militärisch organisierte Feldpost zu instrumentalisieren und vorzugeben, wie geschrieben werden sollte, damit der Kampfeswillen der Soldaten nicht unterminiert würde. Frauen wurden – in beiden Weltkriegen – daher angehalten, nur fröhliche, aufmunternde Briefe „ins Feld“ zu senden und sich als tapfere „Kriegerfrau´“ zu zeigen, das stand auf Plakaten, in Zeitschriften, Aufrufen an der ‚Heimatfront’ etc.; darüber hinaus wurden junge, ledige Frauen eigens motiviert, unbekannten Soldaten zu schreiben, um zu zeigen, dass die Heimat an sie denkt. Umgekehrt wurde Soldaten nahegelegt, sich in ihren Briefen heroisch-männlich zu gebaren, und zuversichtlich, das war 1939/45 besonders ausgeprägt der Fall. Das alles verband sich mit spezifischen Liebesmodellen der Zeit, die dem Krieg angepasst sein sollten – was im rassistischen Ehekonzept der Nationalsozialisten besonders deutlich wird: Es förderte einerseits die Eheschließung zwischen ‚arischen’ Männern und Frauen, und kriminalisierte und verbot andererseits so genannte ‚Mischehen’.

Wie muss man sich Liebesbeziehungen im Kontext des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges vorstellen?

Christa Hämmerle: Das „(Über) Liebe schreiben“ war im Krieg tendenziell ein die bestehenden Verhältnisse und militarisierte Geschlechterkonzepte verankerndes Handeln und diente in der Tat weitgehend dazu, das ‚Durchhalten’ zu stabilisieren. Die sich Liebenden handelten in ihrer Korrespondenz allzu oft regimetreu oder zumindest unkritisch gegenüber der nationalsozialistischen Politik, dem nationalsozialistischen Frauen- und Männerbild, das sie vielfach verinnerlicht hatten. Sie partizipierten am Vernichtungskrieg, etwa indem Soldaten aus den besetzten Gebieten stereotype rassistische Feindbilder nach Hause transponierten, die Behandlung der dortigen Zivilbevölkerung oder die Verfolgung von Partisanen, in manchen überlieferten Fällen auch die Deportation der Juden guthießen. Außerdem haben Soldaten zuhauf

Paket mit Beutewaren nach Hause geschickt, um ihren Frauen, ihren Kindern so auch einen ‚Liebesbeweis’ zukommen zu lassen.

Wie verändert sich die Sprache des Sexuellen im Laufe des 20. Jahrhunderts?

Ingrid Bauer: In die von uns untersuchten Korrespondenzen aus dem 19. und 20. Jahrhundert ist Sexuelles in großer Vielfalt eingeschrieben, aber es wird historisch lange Zeit nur indirekt angesprochen, auf der sprachlichen Oberfläche verschlüsselt, mit diskreten Ersatzausdrücken dafür, was eigentlich gesagt und geschrieben werden wollte. Da ist von „schönen Stunden“ zu lesen, vom Gusto und vom Hunger auf den Anderen, „Auffresserln tät ich Dich gerne“ – alles traditionsreiche Metaphern, um sexuelles Begehren auszudrücken. Schreibbar waren auch etablierte Intimitätsbekundungen wie Kosenamen und Küsse aller Art. Die Sprache ist meist bildhaft und andeutungsvoll, auch in Phase größerer sexueller Offenheit wie in Korrespondenzen aus den 1920er Jahren oder aus dem 2. Weltkrieg. Eine deutliche Zäsur in der direkten Sagbarkeit des Sexuellen zeigt sich dann in den Briefen ab den späten 1960er Jahren.

Was passiert mit der Idee der „freien Liebe“ in den Nach-1968-Jahren?

Ingrid Bauer: Ich würde für die 1968er-Jahre selbst, von dem her, was tatsächlich gelebt worden ist, gar nicht von „freier Liebe“ sprechen, sondern von einer, die sich aus einer sexualkonservativen bürgerlichen Moral befreit, Sexualität nicht auf die Ehe beschränkt wissen will und sie – die Pille ist auf dem Markt – erstmals ohne Angst vor Schwangerschaft erkunden und erfahren kann. Was in den Korrespondenzen der 1970er dann deutlich wird ist, wie sehr das Private zu einem offenen, kritisch reflektierten und zwischen Frauen und Männern neu formulierten Projekt wird, nicht zuletzt durch die Impulse aus der Frauenbewegung. Da lässt sich aus den Briefen viel Dringlichkeit, aber auch Lust herauslesen, auszuprobieren, wie ein Sich-näher-Kommen und Aufeinander-Beziehen jenseits der überkommenen geschlechterhierarchischen Beziehungsmodelle möglich ist.

Wo stehen wir heute?

Christa Hämmerle: Zweifelsfrei leben wir in einer Zeit, in der sich akzeptierte Liebeskonzepte vervielfältigt haben, zumindest in der westlichen Welt. Gleichgeschlechtlich liebende und begehrende Frauen und Männer haben sich, selbstbewusster geworden, gleiche Rechte bis hin zur Eheschließung erkämpft. Partner*innen mit anderen – bi-, a- oder transsexuellen – Orientierungen bekennen sich dazu. So ist es sogar möglich geworden, weder ‚Mann’ noch ‚Frau’ zu sein. Paradox ist, dass die Ehe, die über viele Jahrhunderte hindurch die einzige legitime Form des (sexuellen) Zusammenlebens von Mann und Frau war und diese Monopolstellung ab den ausgehenden 1960er Jahren verloren hat, gerade heute wieder eine Renaissance zu erleben scheint. Aber es ist offen, wohin die Entwicklung geht, denn es gibt immer stärkere Gegenbewegungen, die gerade skizzierte Toleranz gegenüber verschiedenen, individuell gestalteten Liebesmodellen ist unter Druck geraten. Wir wissen nicht, ob sich die rechtspopulistische Vorstellung, dass die Verbindung von Liebe, Sexualität und Ehe nur zwischen Mann und Frau erlaubt sein soll, wieder durchsetzen wird.

Interview: Heinrich Schwazer

® © Alle Rechte vorbehalten/Riproduzione riservata – Die Neue Südtiroler Tageszeitung GmbH/Srl